Kommentare

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **65 (1985)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von Abschreckung zu Abwehr

Star Wars – die «absolute» Sicherheit?

Das innerste Anliegen von Präsident Reagans «Star Wars»-Konzept ist die *Sicherheit Amerikas.* Die Kernfrage lautet: Kann Sicherheit besser mit *Offensivwaffen,* d. h. mit *Abschreckung,* oder besser mit *Defensivwaffen,* d. h. mit *Abwehr,* bewahrt oder wiederhergestellt werden? Zusätzlich geht es um die Frage, ob und wie weit *Rüstungskontrollabkommen* solche Waffensysteme ergänzen oder ersetzen können, d. h. ob sie eine dritte Möglichkeit zur Gewinnung von Sicherheit darstellen.

Faktoren der nationalen Sicherheit

Drei Faktoren bestimmten die nationale Sicherheit Amerikas nach dem Zweiten Weltkrieg massgebend:

- die Geographie, d. h. die insulare Lage und die sichere Distanz, die Amerika von einem möglichen Gegner trennte;
- die Produktivität und Vitalität seiner freien Wirtschaft und Gesellschaft;
- das Atommonopol.

Diese drei Elemente des sicherheitspolitischen Komfortes erodierten etappenweise zwischen 1949 und 1979, bis unter der Administration Reagan eine energische Suche nach Möglichkeiten der Wiederherstellung der alten Stärke und Sicherheit begann, zu denen auch die Strategische Verteidigungsinitiative (SDI) zu zählen ist.

Von den drei Stützen der Sicherheit ging zuerst das *Atommonopol* verloren, seit die Sowjetunion im August 1949 ihre erste A-Waffe zur Explosion brachte. Zwar dehnte sich die atomare Überlegenheit der USA noch bis in die frühen siebziger Jahre aus, aber es war bereits eine Zeit der nuklearen Parität abzusehen.

Abschreckung als Grundprinzip

Amerika verwendete seine vorerst noch überwältigende atomare Überlegenheit dazu, seine Sicherheit mit einer *Strategie der nuklearen Abschreckung* zu befestigen. Diese Abschreckungsstrategie wurde im Laufe der Zeit verändert, an ein wachsendes sowjetisches Arsenal angepasst und mit der Entwicklung neuer Waffentypen differenziert. Abschreckung eines möglichen Gegners aber blieb das Grundprinzip aller verschiedenen Strategien und Doktrinen.

Die erwartete nukleare Parität wurde von der Sowjetunion in den siebziger Jahren, in der Periode der Entspannungspolitik, erreicht. Zwei in ihren Atom-Arsenalen etwa ebenbürtige Gegner standen sich nun ge-

genüber. Aber keine Seite besass die Mittel, den Gegner durch einen Erstschlag wirkungsvoll zu entwaffnen oder bei einem Zweit-(Vergeltungs-)schlag den Schaden im eigenen Land auf ein erträgliches Mass zu begrenzen. 1975 warf deshalb der damalige Verteidigungsminister der USA, James Schlesinger, die Frage auf, ob die Nuklearstrategie nicht in einer Sackgasse gelandet sei. Um die befürchtete Alles-oder-Nichts-Situation eines unkontrollierbaren Schlagabtausches mit Atomwaffen zu überwinden und gleichzeitig Schäden unter der Bevölkerung einzuschränken, hatte Schlesinger 1974 aber nicht etwa die Einführung defensiver Systeme vorgeschlagen, sondern nur eine neue, differenziertere Variante der Kriegführung mit Offensiv-Waffen. Die sog. «Schlesinger-Doktrin» suchte nach «begrenzten Optionen» mit kleineren Kalibern und einer Konzentration von nuklearen Aktionen auf militärische Ziele. Ähnliches war schon unter Kennedy mit der Strategie der «flexible response» versucht worden. Ähnliches versuchte auch Carters Verteidigungsminister Harold Brown mit seiner «countervailing strategy» von 1980. Aber alle Modifikationen änderten nichts an der bis heute gültigen Tatsache, dass das einstige amerikanische Atommonopol zur Parität mit der Sowjetunion und damit zur Patt-Situation zusammengeschrumpft ist.

Der Sputnik-Schock

Der zweite Sicherheitsfaktor, die *insulare Lage* und *geographische Distanz* zu möglichen Gegnern, erschien als naturgegebene, unerschütterliche Konstante. Schockiert musste Amerika aber 1957 zur Kenntnis nehmen, dass auch die Weite eines Ozeans keine Sicherheit mehr bedeutete. 1957 gelang es der Sowjetunion, erstmals einen Satelliten in eine Erdumlaufbahn zu bringen. Der Schock der Amerikaner betraf nicht den Satelliten, sondern die mächtige Trägerrakete. Die Sowjetunion zeigte mit «Sputnik», dass die russischen Raketentriebwerke genügend Schub entwickeln konnten, um auch über grösste Distanzen hinweg das amerikanische Territorium mit Atombomben zu erreichen! Nach Jahrhunderten komfortabel-sicherer Distanz zum Rest der Welt meldete sich plötzlich ein unbekanntes und unheimliches Gefühl der Unsicherheit und des Ausgesetztseins. Dieses Schockerlebnis löste die ersten ernsthaften Anstrengungen zur Entwicklung einer aktiven *Raketenabwehr* aus.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatten sich Army und Air Force im traditionellen Gerangel um Anteile des Verteidigungsbudgets mit Entwürfen für Raketenabwehrsysteme – beide aus Ansätzen der deutschen V-2 abgeleitet – konkurrenziert. Nach dem Sputnik-Schock und einem Machtspruch des Verteidigungsministers wurde der Army anfangs 1958 die speditive Weiterentwicklung ihres «Nike-Zeus»-Systems aufgetragen, hingegen wurde das «Wizard»-Projekt der Air Force gestoppt und der Luftwaffe, die ja bereits die Verantwortung für die nukleare Abschreckung und Vergeltung hatte, die Entwicklung von Radar- und Datenverarbeitungssystemen zur Frühwarnung vor Raketenangriffen übertragen.

Nike-Zeus wurde bis zur Produktionsreife entwickelt, aber die Army vermochte die massgebenden Stellen nicht zu überzeugen, dass auf diesem Wege viel Sicherheit zu gewinnen sei. Weit verbreitete Zweifel an der technischen Zuverlässigkeit von Nike-Zeus gegenüber gleichzeitig weiterentwickelten sowjetischen Offensivsystemen überwogen. Zudem argumentierte die Air Force erfolgreich, dass Investitionen im Bereich der Offensivwaffen (d.h. der Bomber und Raketen, die der Air Force selbst unterstanden), grösseren militärischen Nutzen durch Erweiterung der Abschreckung einbrächten.

McNamaras «relative Sicherheit»

Ausschlaggebend für die grundsätzliche Abneigung von Verteidigungsminister *Robert McNamara* gegen Defensivsysteme waren zwei Argumente: Erstens glaubte er, dass alle Defensivsysteme sich technisch langsamer entwickelten als die Offensivsysteme und durch eine einfache Vermehrung der angreifenden Kriegsköpfe ausmanövriert werden könnten; und zweitens war da das Kriterium einer «relativen Sicherheit» durch «Stabilität des Rüstungswettlaufes», die durch den Aufbau von Defensivsystemen in provokativer Weise gestört würde. Gemäss dem Aktions–Reaktions-Syndrom müsste die Sowjetunion auf die Aufstellung von Abwehrsystemen in Amerika mit einer entsprechenden Verstärkung ihrer Offensivsysteme antworten, was nicht zu erhöhter Sicherheit, sondern zu erhöhter Gefährdung nach einer kostspieligen neuen Runde des Wettrüstens führen würde. Statt dessen sollte eine Stabilisierung des Rüstungswettlaufes durch direkte Verhandlungen mit Moskau versucht werden, die McNamara 1966 erstmals vorschlug.

Als intensive Kontakte und auch das Gipfeltreffen von Glassboro 1967 keine Fortschritte brachten, musste sich McNamara mit der Aufstellung einer «dünnen» Raketenabwehr einverstanden erklären, für die unterdessen von der Army kräftig geworben worden war. Das Thema «Defensivsysteme» lag jetzt vor der Öffentlichkeit und wurde hitzig diskutiert. Die erste Grundsatzdebatte um die Nützlichkeit von Verteidigungsvorkehren gegen Raketen erlebte ihren Höhepunkt im Jahre 1969, als Fachleute vor verschiedenen Kongressausschüssen zum Teil bittere Fehden austrugen.

SALT I

1969 kamen die SALT-Gespräche (Strategic Arms Limitations Talks bzw. Treaty) in Gang und endeten 1972 mit drei Verträgen. Der umfassende, grundsätzliche und zeitlich unbegrenzte ABM-Vertrag (Anti-Ballistic Missiles) vom 26. Mai 1972 begrenzte die Aufstellung von Defensivsystemen auf je zwei (eines für die Hauptstadt und eines für eine Raketenstellung zwecks gesicherter Zweitschlagsfähigkeit). Auch wurde die Erprobung und Aufstellung weiterer Systeme verboten. Dies war offenbar leicht, denn beiden Seiten erschienen Defensivsysteme technisch unvollkommen, versprachen keine grossen Fortschritte und schienen keinen entscheidenden Beitrag zur Sicherheit leisten zu können.

Anders bei den Offensiv-Systemen, die im Zentrum der militärischen und technischen Aufmerksamkeit standen. In diesem Bereich kam 1972 nur ein umstrittenes, auf fünf Jahre beschränktes Interims-Abkommen (SALT I) zustande, dem noch ein Zusatzprotokoll folgte, das die Zahl land- und seegestützter Interkontinentalraketen einfror, wogegen Bomber, taktische Nuklearwaffen, die Zahl der Kriegsköpfe pro Trägersystem davon überhaupt nicht berührt wurden.

Ergänzt wurde das Vertragspaket durch eine Abmachung über «Grundlagen der gegenseitigen Beziehungen», in der Nixon und Breschnew versprachen, Konfrontationen und nuklearen Krieg zu vermeiden, sich auf der Basis des Prinzips der friedlichen Koexistenz zu begegnen und alle Versuche zu unterlassen, «einseitige Vorteile» zu gewinnen.

MAD: Gesicherte gegenseitige Vernichtung

Damit war nicht nur die Aussenpolitik der Détente in vollem Gange, sondern durch den ABM-Vertrag schien auch das nuklearstrategische Prinzip der «gesicherten gegenseitigen Vernichtung» (Mutual Assured Destruction, MAD) von beiden Seiten in gewisser Weise offiziell anerkannt. Durch den Verzicht auf aktive Verteidigung gegen Raketen blieben beide Seiten verwundbar, behielten aber ihre Offensivsysteme als Vergeltungswaffen, um im Falle eines Überfalles durch den Gegner mit verheerenden Folgen zurückschlagen zu können.

Fehlende Verteidigung und gesicherte Zweitschlagsfähigkeit: diese Kombination – festgeschrieben durch Rüstungsbegrenzungsabkommen – sollte einen Nuklearkrieg verhindern und relative Sicherheit gewähren. Varianten dieses Denkens dominierten das nuklearstrategische Denken in den USA in Theorie und Praxis bis zur radikalen Richtungsänderung der öffentlichen Grundsatzdebatte mit Präsident Reagans Star-Wars-Rede vom 23. März 1983.

Einige wenige Kritiker warnten schon zur Zeit der Détente vor falschen Hoffnungen auf eine wiedergewonnene Sicherheit mit Hilfe von MAD. *Fred Iklé* (heute im Pentagon an leitender Stelle für die Formulierung der Grundsätze der Verteidigungspolitik verantwortlich) wandte sich schon 1973 gegen die «Drohung mit einem Massenmord an Geiseln», ein Prinzip, das schon seit dem Mittelalter als unannehmbar gegolten habe. Auch warnte er vor einem Versagen von MAD unter unberechenbaren und machtbesessenen Führern, die bereit wären, ihren persönlichen Zielen auch ihre Völker zu opfern. Auch gegen Unfälle, Missbrauch und Wahnsinn schütze MAD nicht.

Ein anderer Fachmann, *Donald Brennan,* sprach aus, was als logische Konsequenz aus Iklés Kritik hervorging: Die modische Bevorzugung der technisch interessanteren Offensivsysteme sollte aufgegeben und den Defensivsystemen mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden, denn schliesslich bestünde das sicherheitspolitische Ziel darin, Amerikaner am Leben zu erhalten, und nicht darin, Russen zu töten. (Dieses Argument wird heute von Reagan in leicht abgewandelter Form wieder aufgenommen, wenn er zugunsten der Strategischen Verteidi-

gungsinitiative sagt, dass es besser sei, Menschenleben zu erhalten, als sie zu rächen.) Unter den Kritikern von MAD wusste aber in den siebziger Jahren niemand einen auch technisch überzeugenden Ausweg aus der sicherheitspolitischen Sackgasse.

«Wirkliche» Sicherheit als Nostalgie

Die Sicherheit der geographischen Distanz, die Amerikas Geschichte und Identität in so einzigartiger Weise geprägt hatte, liess sich weder mit Abschreckung, mit MAD noch mit Rüstungskontrolle zurückgewinnen. Allerdings haben diese substituierenden Elemente bis heute mitgeholfen, den Ausbruch eines Nuklearkrieges zu verhindern, auch wenn sie das nostalgisch vermisste Lebensgefühl einstiger «wirklicher» Sicherheit im Schutze weiter Ozeane nicht wiederherstellen konnten.

Auch das *dritte Element* der amerikanischen Sicherheit, die im Ersten wie Zweiten Weltkrieg eingesetzten gewaltigen Kräfte des Landes und seiner freien Wirtschaft und Gesellschaft, schien in den siebziger Jahren seine fraglose Robustheit und Verlässlichkeit zu verlieren. In *Vietnam* verpuffte die amerikanische Nation ihre Kräfte und drohte dabei gleichzeitig mit sich selbst und in ihrem politischen Willen zu zerfallen. *Watergate* schien die Erosion auch des moralischen Fundamentes im amerikanischen Charakter blosszulegen. Die *Wirtschaft,* obschon noch immer weltweit massgebend und mächtig, hatte ihre Monopolstellung der unmittelbaren Nachkriegszeit verloren und ihre Entwicklung verlangsamte sich. Der Kongress beschnitt in den siebziger Jahren die Verteidigungsbudgets, während die Sowjetunion gleichzeitig ihr Nuklearpotential massiv vergrösserte. Parallel dazu begann die Sowjetunion die Zweitschlagsfähigkeit der USA – Grundvoraussetzung der relativen Sicherheit unter MAD – durch eine Reihe technischer Verbesserungen, vor allem die Einführung der einzeln programmierbaren Mehrfachsprengköpfe (MIRV's), immer mehr in Frage zu stellen.

Tiefpunkt 1979

Der Tiefpunkt dieser Entwicklung wurde 1979 erreicht. Ein ebenso wohlmeinender wie glückloser Präsident Carter musste eingestehen, dass die USA über keinerlei Mittel verfügten, um die amerikanischen Geiseln aus der Gefangenschaft der iranischen Fundamentalisten zu befreien oder den Afghanen in irgendeiner sinnvollen Weise gegen die sowjetische Invasion beizustehen.

Der Schock dieses «Ohnmachtserlebnisses» am Ende eines sorgenvollen Jahrzehnts wirkte sich in einer tief emotionalen und erleichterten Zuwendung der Wählerschaft zu Ronald Reagan aus: Ein Mann, der Zufriedenheit und väterliche *Sicherheit* ausstrahlte und sie auch weiterzugeben versprach, wirtschaftlich, politisch und militärisch. Es gelang Reagan, das amerikanische Selbstbewusstsein und nach 1982 auch die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen.

In diesem Umfeld der Erholung und Versammlung der Kräfte muss auch die Strategische Verteidigungsinitiative (SDI) gesehen werden: Als

Versuch, nach der Aushöhlung von MAD aus der nuklearstrategischen und sicherheitspolitischen Sackgasse auszubrechen und auf neuen, bzw. schon lange nicht mehr benutzten Wegen wieder Sicherheit zu gewinnen. Gleichzeitig kommt darin aber auch eine tief irrationale Sicherheits-Nostalgie zum Ausdruck.

Wie defensiv ist SDI?

Ist SDI wirklich ein *defensives Konzept?* Die Sowjetunion hat seit dem Abschluss des ABM-Vertrages wiederholt klargemacht, dass sie defensive und offensive Systeme nicht getrennt betrachtet. Sie wertet deshalb die SDI von vornherein als destabilisierende Absage der USA an das ihr so wichtige Prinzip der Parität und als Ausdruck des Strebens der USA nach Vorherrschaft. Bereits hat die Sowjetunion auch Gegenmassnahmen angekündigt: Eine im Westen bekannt gewordene sowjetische Studie analysiert genau die Schwachpunkte einer entwickelten BMD (Ballistic Missile Defense) und weist auf Möglichkeiten für Gegenmassnahmen hin.

Ein BMD-System, das nur die Silos der Vergeltungs-ICBM's (also die Zweitschlagsfähigkeit) schützen würde, müsste keine Bedrohung sein. Die Städte blieben ungeschützt und böten Ziele für den zerstörerischen Vergeltungsschlag, der zur MAD-Konzeption gehört. Indessen wäre einem im Weltraum stationierten System nicht anzumerken, ob es nur Silos der Vergeltungsraketen oder auch Städte schützt. Verweigerung der Vergeltung aber wäre ein Bruch mit den Grundsätzen, die dem ABM-Vertrag von 1972 zugrunde liegen, und wird deshalb von der Sowjetunion als Akt der Offensive ausgelegt.

Sollten operationale Defensivsysteme von den USA in Stellung gebracht werden, könnte in einem bestimmten Moment für die Gegenseite die Versuchung entstehen, ihre eigenen Offensivmittel einzusetzen und maximalen Nutzen daraus zu gewinnen, solange sie noch nicht von der gegnerischen Defensive wertlos gemacht sind. Diese theoretische Möglichkeit des «use 'em or lose 'em» (Verwende sie – gemeint: die Raketen – oder verliere sie) wird von den Strategen immerhin in Betracht gezogen. Die blosse Versuchung zu einer solchen Handlungsweise stellt eine weitere Destabilisierung dar.

Eine funktionierende BMD wird auch als Aufmunterung gesehen – diesmal für die andere Seite –, in einer Krisenlage eher die Möglichkeit eines nuklearen Erstschlages zu erwägen, denn der Nutzen aus einer BMD wäre bei der Abwehr eines Zweitschlages grösser als bei der Abwehr eines sorgfältig geplanten und voll orchestrierten Erstschlages des Gegners.

Der defensive Charakter einer BMD ist auch nicht ohne weiteres einsichtig bei den Strahlenwaffen, deren ungeheure punktuelle Energie und Zerstörungskraft – sollte sie einmal im geplanten Ausmasse zur Verfügung stehen – ja auch gegen andere Ziele gerichtet werden könnten als gegen anfliegende Raketen.

Ob eine Raketenabwehr als defensiv oder offensiv beurteilt wird, hängt also weitgehend vom Blickwinkel des Beurteilenden ab. Die politischen Stimmen ausserhalb der USA und der

Mehrzahl der Verteidigungsexperten innerhalb der USA sind jedenfalls der Meinung, dass der Aufbau einer BMD nicht mehr Sicherheit bringen, sondern während der langen Aufbaujahre destabilisierend wirken würde.

Die Kostenfrage

Lohnt sich der Aufbau einer BMD? Über die Anzahl der aufzuwendenden Milliarden gehen die Schätzungen ebenso weit auseinander wie in bezug auf die Resultate. Wie verletzlich darf ein solches System noch sein, bzw. wieviel aufwendiger würde ein gegen Angriffe von Anti-Satelliten-Waffen (ASAT) und Raum-Minen «gehärtetes» System werden? Die Meldungen, wonach die Sowjetunion bereits an einer Anti-Satelliten-Waffe mit Laser arbeitet, weisen jedenfalls darauf hin, dass die Überlebensfähigkeit eines BMD-Systems mit grossem zusätzlichem Aufwand erkauft werden müsste. Sollten beide Supermächte während eines Rüstungswettlaufes Abwehrsysteme entwickeln, könnten Weiterungen auch zu neuen Generationen von Offensivwaffen führen: zum Beispiel zu neuen Generationen von Cruise Missiles und Bombern, die nicht von BMD's erfasst werden können.

Die wirtschaftlichen Belastungen durch den Aufbau einer Raketenabwehr wären zumutbar, sagen die Verteidiger. Aber auch gegenteilige Auffassungen sind nicht selten. Solange erst geforscht und experimentiert wird, sind genauere Schätzungen noch nicht möglich. Erst muss ja auf Grund der Forschungsergebnisse entschieden werden, *ob* und *was* gebaut und in Stellung gebracht werden könnte, im Moment alles offene Fragen.

Politische Kosten

Zu den *politischen Kosten* einer BMD wird nicht nur die Belastung des Verhältnisses zwischen West und Ost gerechnet, sondern auch eine solche zwischen den USA und ihren Verbündeten, die – trotz der gegenwärtigen Unterstützung des Forschungsteiles wenigstens durch die Bundesrepublik Deutschland und England – nicht für alle Zukunft überwunden ist.

Auch der ABM-Vertrag, seit 1972 Fundament der nuklearen Rüstungsbeschränkung der Grossmächte, und der noch ältere Vertrag über die militärische Nutzung des Weltraumes von 1967, könnten dem Bau einer BMD zum Opfer fallen. Sicher ein Verlust, wenn nicht ein ebenbürtiges Element der Stabilisierung und Konfliktdämpfung gefunden wird. Eine Revision des ABM-Vertrages, auf die amerikanische Regierungsäusserungen hindeuten, dürfte vorläufig in der Sowjetunion auf wenig Gegenliebe stossen. Ein solcher Verlust an internationaler Rechtsverbindlichkeit in diesem Bereich könnte schliesslich verschiedenen Fast-Nuklearstaaten Gelegenheit geben, sich ausserhalb des Non-Proliferationsvertrages zu stellen und den Schritt zur Atommacht zu vollziehen.

SDI in Genf

Welche Wirkungen hätte eine BMD auf die *Rüstungsbegrenzungsverhandlungen?* Washington ist überzeugt, dass die Bereitschaft der Sowjetunion,

im März 1985 an den Genfer Verhandlungstisch zurückzukehren, eine direkte Folge des klaren amerikanischen Willens war, eine BMD zu errichten. Die Sowjetunion scheint eine Stabilisierung des Rüstungswettlaufes und der gegenwärtigen nuklearen Parität durch Verhandlungen anzustreben. Die Verhandlungspositionen sind indessen sehr verschieden: Während Washington eine Begrenzung und Reduktion der Offensivsysteme in den Vordergrund stellt, will Moskau die Offensiv- und Defensivsysteme nur in enger Verbindung behandeln. Genf könnte vielleicht auch Anknüpfungspunkt sein für die Vorbereitung jener Lösung des BMD-Problems, die Reagan selbst schon mehrmals angetönt hat, um einer Destabilisierung entgegenzuwirken: nämlich SDI-Technologie auch den Sowjets zugänglich zu machen, so dass beide Supermächte *gleichzeitig* von der bisherigen Konzeption der Abschreckung zu einem neuen Prinzip der dominanten Verteidigung wechseln würden. Auch ein beidseitiger Verzicht wäre möglich. Keine dieser beiden Lösungen erscheinen im Augenblick als wahrscheinlich. Dennoch: jede der beiden symmetrischen Lösungen wäre einem nur einseitigen und krass destabilisierenden Vorgehen vorzuziehen.

SDI und Europa

Welche Auswirkungen hat das Thema Strategische Verteidigungsinitiative schliesslich auf die *Beziehungen zwischen den USA und ihren Verbündeten?* Die ohne vorherige Konsultation vorgetragene SDI löste 1983 in Europa keinerlei Begeisterung aus. England und Frankreich sahen die Bedeutung ihrer nationalen nuklearen Abschreckungsmacht schrumpfen, wenn die Sowjetunion nachziehen und auch eine BMD aufbauen würde. Befürchtungen gingen auch dahin, dass Amerika nur sich selbst zu schützen gedenke und Europa in der Kälte eines eventuellen Krieges mit nuklearen Mitteln stehen lassen könnte. Der Sicherheitsunterschied zwischen Amerika und Europa wurde wieder spürbar, nachdem die Durchführung des NATO-Doppelbeschlusses ihn kaum zugedeckt hatte. Indessen nötigte der eindeutige Wille der USA, auf diesem Wege weiter zu gehen, auch die europäischen NATO-Partner zu einer deutlicheren und differenzierteren Stellungnahme. In ihrer Rede vor dem amerikanischen Kongress im Februar 1985 unterstützte Margret Thatcher die SDI-Forschungsprogramme vorbehaltlos, ähnlich drückte sich später auch Bundeskanzler Kohl aus. Ende März 1985 erreichte Verteidigungsminister Weinberger auf der Tagung der NATO-Verteidigungsminister in Paris eine geschlossene Stellungnahme aller NATO-Mitgliedstaaten zugunsten der strategischen Verteidigungsinitiative, doch nur in bezug auf die damit verbundene Forschung. Allerdings sammelte er glühende Kohlen auf sein Haupt, als er den europäischen Partnern eine Frist von 60 Tagen setzte, einzeln ihren Willen und ihre Bereitschaft zur Teilnahme an gemeinsamen SDI-Forschungsprogrammen zu erklären. Wieder einmal fühlten sich die Europäer unter Druck gesetzt. Bonn, Paris und London protestierten gegen die «ultimative» Frist, die im übrigen Weinbergers eigener Eingebung entsprang und nicht eine ab-

gesprochene amerikanische Politik darstellte. Kohl erklärte im Bundestag, bei aller grundsätzlichen Unterstützung der amerikanischen Forschungsprogramme müsste die Bundesrepublik darauf bestehen, als NATO-Partner beständig zu Rate gezogen zu werden. Kohl forderte die anderen europäischen NATO-Partner auf, eine gemeinsame Stellungnahme zu entwickeln.

Im gleichen Sinne gelangte der französische Staatspräsident Mitterrand an die übrigen europäischen NATO-Partner mit der Aufforderung, die französische Initiative *«Eureka»* zur Schaffung einer europäischen Version von SDI zu unterstützen. Offensichtlich sind die Befürchtungen gross, dass der Technologie-Transfer im Zusammenhang mit SDI sich schwergewichtig von Europa nach den USA, und nicht umgekehrt, bewegen könnte. Die hinter diesen Bedenken stehenden – zum Teil nicht unbegründeten – Vorurteile der USA gegenüber Frankreich, der Bundesrepublik Deutschland (und auch der Schweiz) als bevorzugten Plätzen für den Transfer von militärisch nutzbarer Spitzentechnologie nach Ländern des Warschau-Paktes sind ja bekannt. Auf dem Bonner Gipfel möchten die Europäer den USA mit einer gemeinsamen Konzeption gegenübertreten können, damit sie nicht zu technologischen «Heimarbeitern» im Auftrag der amerikanischen Star-Wars-Strategen werden, sondern eine ebenbürtige Rolle spielen können im Rahmen des unausweichlich scheinenden Forschungs-Booms zur SDI, der letztlich strategisch, politisch und wirtschaftlich positive Auswirkungen für Europa haben könnte.

Künftige Entscheide vorbehalten

Es bleibt für die Europäer trotz anfänglicher und zum Teil weiterwirkender Skepsis nichts anderes übrig, als sich mit allen Kräften an diesen Forschungsprogrammen zu beteiligen, wenn sich der Rückstand Europas gegenüber den USA im Bereiche der Spitzentechnologie nicht noch vergrössern soll. Es wird aber Aufgabe künftiger Regierungen sein, aufmerksam darüber zu wachen, dass nicht die *Bürokratien* finanzintensiver Forschungsprogramme zwecks Selbsterhaltung die Entwicklung und Aufstellung defensiver Abwehrsysteme bestimmen (die USA planen immerhin über die nächsten fünf Jahre gegen 30 Milliarden Dollar für SDI-Forschungen auszugeben), sondern dass nur solche Programme verwirklicht werden, die im Verbund mit Massnahmen der Rüstungskontrolle, in transatlantischer Abstimmung und in einem vernünftigen Kosten/Nutzen-Verhältnis einen effektiven sicherheitspolitischen Gewinn versprechen.

Die Probleme um Star Wars sind mannigfaltig, ebenso technischer, strategischer, politischer wie psychologischer Natur. Wenn es gelingen sollte, den Weg des *gemeinsamen* Überganges zu einer Nuklearstrategie mit *Defensivsystemen* zu gehen, könnte das Resultat möglicherweise ein bedeutender Gewinn an Sicherheit sein – nicht nur für die USA. Vorläufig aber besteht Star Wars aus wenigen konkreten Systemen, vielen Forschungsprogrammen und einer grossen Phantasie von der wiedergewonnenen Sicherheit.

Kurt R. Spillmann

Das «Stöckli» – ein Medienbeitrag zur politischen Entfremdung

Der Ständerat hat wieder einmal den Unwillen seiner Kritiker hervorgerufen. Mit bestellter Promptheit ist von der zweiten Kammer unseres eidgenössischen Parlaments allenthalben wieder als dem «Stöckli» gesprochen worden. Und zwar offenkundig nicht im Sinne einer Liebenswürdigkeit, wie sie dem Begriff an sich innewohnt, sondern mit unverkennbarer Diffamierungsabsicht.

*

Zuerst hat die in der ausserordentlichen Februarsession ausgesprochene Weigerung der Kammer, die vom Nationalrat gegen das Waldsterben beschlossenen Motionen blindlings sich zu eigen zu machen und mit fliegenden Fahnen in Schritt und Tritt mit der Volkskammer mitzumarschieren, Unwillen erregt. Die abfälligen Stimmen, die gegen den «Eigensinn» der Kleinen Kammer laut wurden, sind darüber hinweggegangen, dass die wegen Erkrankung des zuständigen Departementsvorstehers eingetretene Programmänderung die für die Überprüfung der Beschlüsse zwischen Erstrat und Zweitrat vorgesehene Verhandlungspause vorweg «konsumiert» hatte. Ebensowenig ist berücksichtigt worden, dass der aus der Verzögerung sich ergebende Rückstand auf die Marschtabelle nicht mehr als drei Wochen ausmachen würde, denn solange sollte es ja nur dauern, bis die Räte nach dem Abbruch ihrer Sondersession zur ordentlichen Märztagung erneut zusammentreten mussten. Und was sind drei Wochen, gemessen an den Versäumnissen ganzer, zu wenig umweltbewusster Generationen.

Aber eben: Die drei Wochen Besinnungszeit sind nicht ohne Einfluss auf die Entscheidfindung geblieben. Bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen in den ersten Märztagen war die vom Nationalrat im Februar noch zur Schau getragene Entschlossenheit, zu Taten überzugehen, bereits leicht relativiert. Jedenfalls hat sich der Ständerat von keiner euphorischen Stimmung anstecken lassen und hat die von der Schwesterkammer in Motionsform erteilten verbindlichen Aufträge an die Landesregierung grösstenteils nur als Empfehlungen in der unverbindlicheren Postulatsform weitergegeben. Wohl hat er sich ebenfalls eindeutig zu einer Unterstützung des Kampfes gegen die Schadstoffbelastung der Luft als naheliegendste Ursache der Zerstörung der Wälder bekannt und ist nicht vom grundsätzlichen Abwehrkonzept abgewichen. Doch mit der milderen Form der Unterstützung der Regierungsmassnahmen ist unbestrittenermassen über die geltend gemachte Wahrung der Kompetenzordnung hinaus ein deutliches Missfallen an übereilten, von Gefühlswallungen bestimmten Schritten zum Ausdruck gebracht worden.

Diese Haltung hat nun den Stimmen, die dem Ständerat ganz generell übertriebene Zurückhaltung vorwerfen, neuen Auftrieb gegeben. Er ist verdächtigt worden, Wirtschaftsinteressen über das Allgemeininteresse zu stellen. Am unverblümtesten haben

der St. Galler Landesring-Nationalrat Franz Jaeger, der in seinem konzessionslosen Kampf gegen die Kernkraft alles, was «wirtschaftsfreundlich» sein könnte, mit Fanatismus verfolgt, und dessen sozialdemokratischer Kampfgefährte Nationalrat Walter Renschler aus Zürich diese Anschuldigung ausgesprochen. Die «Samstagrundschau» von Radio DRS hat ihnen in der gleichen Woche, unmittelbar nach Abschluss der Walddebatte, das breite Forum für die Lancierung ihrer Attacke geboten. Renschler meinte, dass die Kleine Kammer sehr zu Unrecht noch immer von dem Ruf zehre, eine Art «juristisches Gewissen» des Parlamentes zu sein; die juristischen Argumente dienten nur noch als Vorwand für eine konservative, ja reaktionäre Politik. Und Jaeger folgerte daraus, dass die Kammer wegen ihrer einseitigen Orientierung in ihren umfassenden Kompetenzen, die sie auf gleiche Ebene stellen wie den Nationalrat, beschnitten werden sollte.

Der Ständerat hat in der gleichen Tagung mit einem weiteren Beschluss dem Ruf der Rückständigkeit zusätzlichen Auftrieb gegeben: Als das Ratsplenum, von der anderslautenden Empfehlung seiner vorberatenden Kommission abweichend, die verfrühte Hoffnungen auf einen «fortschrittlichen» Entscheid geweckt hatte, mit deutlichem Mehr beschlossen hat, auf die Vorlage nicht einzutreten, die für die Ausmehrung zwischen einer Volksinitiative und einem Gegenvorschlag der Bundesversammlung das doppelte Ja einführen wollte, sind die Unmutsregungen nicht auf die gewohnten Oppositionskreise beschränkt geblieben: Der Einwand, dass das von der Bundeskanzlei ausgeklügelte, föderalistischen Bedenken möglichst Rechnung tragende und trotzdem den unbeliebten zweimaligen Urnengang in derselben Sache vermeidende Verfahren zu kompliziert sei, ist wieder nur als Vorwand taxiert worden. Hinter der Ablehnung stecke letztlich nichts anderes als die Überlegung, dass mit der heutigen Ordnung, die dem Stimmbürger zwar das zweimalige Nein, aber nur *ein* Ja gestattet, das Verharren auf der bestehenden Ordnung erleichtert und jegliche Veränderung erschwert werde. Ist behauptet worden.

*

Man kann über die beanstandeten Beschlüsse in guten Treuen zweierlei Meinung sein. Beispielsweise mag man angesichts der in weiten Volkskreisen derzeit vorhandenen Bereitschaft, «etwas zu tun» und demzufolge zur Rettung bedrohter Lebensgrundlagen sogar etwelche Eingriffe zulasten der persönlichen Bewegungsfreiheit und Bequemlichkeit in Kauf zu nehmen, die Zurückhaltung des Ständerates gegenüber den Nationalratsmotionen für psychologisch ungeschickt halten. Das sei jetzt nicht näher erörtert. Auch die Änderung des Abstimmungsverfahrens sei nicht nochmals auf ihre Tunlichkeit hin untersucht. Das ist in den *«Monatsheften»* früher schon (Heft 6, Juni 1982), übrigens mit demselben Ergebnis, zu dem die jüngsten Ratsverhandlungen geführt haben, geschehen.

Dafür sei dem andern, einleitend erwähnten, in letzter Zeit immer häufiger in Erscheinung tretenden Phänomen einmal vermehrte Beachtung geschenkt: der Feststellung nämlich,

dass in den Medien mehr und mehr vom Ständerat als vom «Stöckli» gesprochen wird. Der Ausdruck wird allenthalben nachgeplappert.

«Stöckli» – der Begriff bezeichnet eine an sich liebenswürdige Einrichtung, die als bernische Eigenart in dieser besonderen Ausprägung nirgends ihresgleichen hat. In den üblichen Nachschlagewerken sucht man vergeblich nach dem Ausdruck und seiner Herkunft. Einzig im berndeutschen Wörterbuch des Otto von Greyerz und der Ruth Bietenhard findet sich der Ausdruck unter dem Grundbegriff «Stock» aufgeführt. Das «Stöckli» wird als «Altersteil neben dem Bauernhaus» umschrieben. Weiter ist ausführlich von einem «Wohnstock» die Rede. Woher der Begriff abgeleitet wird, wird einem auch aus dem Wörterbuch nicht klar.

*

Sicher ist, dass mit der überhandnehmenden schlechten Gewohnheit, vom Ständerat als dem «Stöckli» zu sprechen, ein ausgesprochen disqualifizierender und nicht ein von höherer Wertschätzung zeugender Sprachgebrauch einreisst, wie er etwa aus der Überlegung stammen könnte, dass dem Alter eine höhere Wertschätzung gebühre. – Zu dieser letzten Bemerkung gleich eine Klarstellung: Auch das angeblich hohe Alter wird der Zweiten Kammer nur angedichtet. Das Durchschnittsalter unserer Ständeräte beträgt derzeit 57 Jahre, ist jedenfalls nur unwesentlich höher als das unserer Nationalräte. Den eklatanten Beweis, dass irrt, wer sich in der Meinung, ein Greisenasyl zu betreten, in den Kleinen Saal begibt, hat in der schon angeführten «Samstagrundschau», in der die Vertreter der Volkskammer so vernichtende Kritik an der Ständekammer geübt haben, der zur Verteidigung von deren Position aufgebotene Sprecher geliefert: Der Innerrhoder Standesvertreter Carlo Schmid war nicht nur wegen seines Jahrgangs (1950) ein lebendiges Beispiel ständeherrlicher Jugendlichkeit; der frisch argumentierende CVP-Vertreter vermochte auch überzeugend darzutun, dass das konservative Element keineswegs eine Alterserscheinung zu sein braucht, vielmehr gegenüber dem andernorts betriebenen Stürmen und Drängen seine grossen Vorzüge hat und jedenfalls der eidgenössischen Wirklichkeit näher zu kommen verheisst. Mancher eidgenössische Urnengang hat das schon bekräftigt.

Auch in bezug auf den Verhandlungsstil ist dem Ständerat nichts vorzuwerfen, was die Anspielung auf ein «Stöckli-Klima» nahelegen könnte. Ein eigens vor Sessionsschluss wieder einmal in Auffrischung langer Berichterstatterjahre im Parlament vorgenommener Augenschein hat die besseren Erinnerungen bestätigt. Der am gleichen Morgen hüben und drüben erstattete Besuch, der eigentlich für den Nationalrat aufgrund der auf der Traktandenliste stehenden Geschäfte vorteilhaft hätte ausfallen sollen, hat im Grossen Saal einen enttäuschenden Eindruck vermittelt: Obwohl die nachträglich festgestellten unangenehmen Folgen der Schwerverkehrsabgabe abgewandelt wurden, waren die Bänke von gähnender Leere. Dem Besucher musste es so vorkommen, als ob sich ausser den gerade am Rednerpult sich abmühenden

Interpellanten und dem zum Zuhören gezwungenen zuständigen Departementschef kaum jemand richtig für das brennende Thema interessiere. – Ganz anders die Stimmung im intimeren Rahmen der Ständekammer: Schon beim Eintritt wurde man von einer Vertrauen und Interesse in gleicher Weise erweckenden Atmosphäre gefangengenommen. Obwohl es hier nur um eine Teilrevision des sogenannten Zuckerbeschlusses ging, die allerdings einerseits im Zuge der Sanierung der Bundesfinanzen eine grössere Beteiligung des Konsumenten an der – dies die andere Seite – im Interesse der Landwirtschaft erweiterten inländischen Zuckerproduktion bringen sollte, herrschte im vollbesetzten Saal gespannteste Aufmerksamkeit. Soeben hatte der den Sozialdemokraten angehörende Basler Standesvertreter einen kritischen Konsumentenstandpunkt vertreten. Ihm folgte die Intervention des bäuerlichen Berners, mit der die Vorzüge einer besseren Nutzung der Ackerfläche dazutun versucht wurden. Beide Interventionen wurden «im Kammerstil» über den Tisch gesprochen. Für den Zuhörer war es, als ob er einer «Senatssitzung» beiwohnen würde ...

*

Die beiden Momentaufnahmen sollten nicht zum Fehlschluss verleiten, als ob mit ihrer Reproduktion Werturteile über die beiden Kammern unseres Parlaments abgegeben werden möchten. Der Berichterstatter ist sich bewusst, dass die unterschiedlichen Grössenverhältnisse den Verhandlungsstil und die Effizienz der Arbeit wesentlich mitbestimmen. Im Nationalrat, wo es die Raumverhältnisse mit sich bringen, dass sich der jeweilige Redner an das einsam vor den 200 Sitzen aufragende Rednerpult zu begeben hat, ist die Sprechweise notwendigerweise eine andere als für den Redner im Ständerat, der sitzend von seinem angestammten Platz aus interveniert. Manuskripte werden in der Regel hüben und drüben benutzt. Aber auf der Tribüne wird die dem schweizerischen – zumindest dem deutschschweizerischen – Durchschnittsparlamentarier eher mangelnde rednerische Brillanz eher zum Hemmschuh. Hindernd auf den Fluss der Auseinandersetzungen wirkt sich unter der grossen Kuppel auch die vorbestimmte Folge der einzelnen, einer Einschreibepflicht unterworfenen Interventionen aus, während unter dem Kronleuchter der Kammer spontan hin und her gefochten wird. Und schliesslich das Gesetz der grossen Zahl: wo mehr Glieder an der Entscheidung beteiligt sind, ist auch der Zudrang zur Wortmeldung grösser. Und schliesslich sei zur Erklärung der nicht enden wollenden Debatten angeführt, welche die Not eines jeden Nationalratspräsidenten sind, der Redelust und Erledigungszwang schwer unter eine Decke bringt, dass das Parlieren dem Begriff Parlament gewissermassen angeboren ist. Die Ständeräte haben es in allen angeführten Voraussetzungen besser.

Ihnen wird nun allerdings ein ganz anderer Vorwurf gemacht: eben dass sie sozusagen in der Ausschliesslichkeit Gleichgesinnter und Gleichgestimmter ihre Beschlüsse fassten. – Es stimmt, dass ihrer Kammer die lästige Beteiligung von kleinen Aussenseitergruppen an den Auseinander-

setzungen erspart bleibt. Im Ständerat sitzen weder Kommunisten noch rechtslastige Nationale, und die Ausbreitung «grüner» Ideen bleibt in seiner Intimität im wesentlichen der liberalen Vertreterin des Standes Genf übertragen. Die beschränkte Mandatszahl, die im Unterschied zum für die Bestellung des Nationalrates angewandten proportionalen Verfahren nach dem Majorz zugewiesen wird, bringt es mit sich, dass die in den jeweiligen Ständen dominierenden Parteien die Verteilung gewissermassen unter sich ausmachen. Das hat in der Praxis auch zur Folge, dass wegen abgeschlossener Wahlbündnisse die bürgerlichen Parteien dominieren und die Sozialdemokraten deutlich untervertreten bleiben. Bis zu den letzten Kriegsjahren, als ihnen ein die Parteischranken brechendes Solidaritätsgefühl auch den ersten Bundesrat bescherte, hatten sie nie mehr als zwei bis drei von den damals noch 44 Sitzen zugewiesen erhalten. Während mehrerer Legislaturen hat dann die sozialdemokratische Delegation zwischen einer Vierer- und einer Fünfervertretung hin- und hergependelt. Bis die Bundesratswahlen vom Dezember 1959, als sich gleich alle vier neuen Bundesräte – darunter die erstmals mit einer Zweierdelegation wieder einziehenden beiden Sozialdemokraten – aus dem Ständerat rekrutierten, wieder einen Rückschlag brachten, so dass die Parlamentswahlen 1963 recht eigentlich im Zeichen eines sozialdemokratischen Grossangriffs auf den Ständerat standen. Damals mit negativem Erfolg. Erst 1979 ist die Revanche gelungen, und zwar gleich mit der vorübergehenden Besetzung von 9 Sitzen. Davon sind heute noch ein halbes Dutzend verblieben.

Wenn parteipolitische Rücksichten, beziehungsweise nach sozialdemokratischer Auffassung deren Vernachlässigung, der Ständekammer eine herbe Kritik von dieser Seite eintragen, so sei ihr gegenübergehalten, dass es nicht im Sinn unseres föderalistischen Regierungssystems wäre, durch Proporzelemente die Kammer zu einem «Nationalrat im Taschenformat» umzugestalten. Nach dem Willen der Schöpfer unseres Bundesstaates sollte mit dem Ständerat ein die politischen Kräfte zwischen grossen und kleinen Kantonen ausbalancierendes Willensbildungskorrektiv eingeschaltet werden. Das haben auch die im Kleinen Saal heimisch gewordenen Standesvertreter sozialdemokratischer Provenienz meist bald begriffen und sich entsprechend integriert. Womit wohl der Punkt berührt wäre, der den besonderen Zorn einer um ihre Führungsansprüche bangenden Parteileitung erregt und deshalb der Kritik an der ganzen Einrichtung immer neu Auftrieb gibt.

In den Mitteln der Kritik ist man nicht wählerisch. So harmlos sich in ihrem Angebot die in abschätzigem Sinne verwendete Bezeichnung des Ständerates als «Stöckli» ausnehmen mag – auf die Dauer wird diese Degradierung zum harmlosen Altenteil, die von den Medien teils gedankenlos, teils bewusst mitgemacht wird, zu einem nicht ungefährlichen Faktor im Prozess der Abwertung unserer staatlichen Institutionen und deren Entfremdung vom Bürger.

Arnold Fisch

Theater der Flucht – Stanislaw Ignacy Witkiewicz (1885–1939)

I.

Witkiewiczs Leben ist eine Legende geworden, sein Tod die Synopsis eines Films: Okkupation 1939, Flucht aus Warschau mit der Geliebten; Drogen, Wald, deutsche Armee; Depressionen, Phobie vor scharfen Gegenständen, die Katastrophe. Sein malerisches, theatralisches, literarisches und theoretisches Werk ist zum grössten Torso der polnischen Avantgarde zwischen den Kriegen geworden. Die Logik seiner Stücke deckt sich nicht mit dem konventionellen Theater, welches Witkiewicz hasst: *«Beim Verlassen des Theaters soll man das Gefühl haben, aus einem seltsamen Traum zu erwachen, aber heutzutage verlässt man es mit der Wut, auf eine Reihe von Tricks reingefallen zu sein.»* Darum liebt er den eigentümlichen Stil von Wyspianskis *«Hochzeit»*, die verfeinerte Sprache seiner Dialoge, die szenische Bereicherung des Theaters mit märchenhaften Erscheinungen. Przybyszewski beeinflusste ihn durch den nordischen Symbolismus. Micinski durch die poetische Ausdruckskraft und Bildhaftigkeit. Die Verse *«Bei der Wahl des Schicksals hab ich den Wahnsinn gewählt ...»* stehen auf der ersten Seite von Witkiewiczs Roman *«Unersättlichkeit»*.

Mit Witkiewicz endet das Theater des polnischen Postromantismus, der Gegenbewegung des Naturalismus. Anderseits dient dasselbe Dekor zur Intensivierung der Theatralik. Der Hintergrund der Plaudersalons, in denen sich die Sprache in der Art von Jarry brutalisiert, parodiert Geschichte und Theorien der Kunst. Die Historie wird als blutiges und sinnloses Gemetzel geschildert, als Panoptikum grotesker Tyrannen. Aus der Dekadenz erstehen erneuernde Kräfte: jede Blütezeit wirkt schon im Keim zersetzend. Die dynamisch aufgebauten Szenen sind überfüllt mit ironischen Paraphrasen und Gedanken zu Spengler, Nietzsche, Einstein und Freud, gegen die der Autor polemisiert. Die Figuren haben *«Shakespearisches Format»*, werden durch Mord beseitigt, erscheinen und verschwinden in der Art des reinen Nonsens.

Witkiewicz lässt sich nirgends einordnen. Genauso wie das Theater Hilars, Piscators und der russischen Moderne entsteht sein Werk unter dem Druck des Kriegs, verliert aber nicht seine zeitlose Perspektive des dramatischen Gleichnisses. Sein Expressionismus deckt die tragische Ohnmacht des in die Mauern seiner eigenen Moral eingekerkerten Menschen auf. Kann er in einer Welt existieren, die mit dem Krieg das Bewusstsein des eigenen Seins geleugnet hat? Diese Frage ist für Witkiewiczs Werk und Kunstkonzept grundlegend. Sein Ausgangspunkt ist der Zerfall aller Werte, die Krise des Intellektuellen in der modernen Welt. Die ersten Dramen sind Reaktionen auf die Situation in Russland. (Witkiewicz hat den Krieg in der zaristischen Armee verbracht.) Philosophische Diskussionen vermischen sich mit

Orgien. Makkaronische Elemente kommen vor (*«papojka à la manière russe»*), die Witkiewiczs schwarzen Humor charakterisieren. Der Dialog wird getragen vom Rhythmus phantastischer Metaphern, von Geysiren von Flüchen (*«ty chliporzygu odwantroniony»*). Das Stück *«Die Mutter»* ist auf scharfen Kontrasten aufgebaut, auf schwarzweissen – suprematistischen – Charakteren. Vorgeführt werden die Schrecken des Kriegs, das Hinterland der Revolution, die pazifistische Bewegung vermengt sich darin mit den Stürmen des Proletariats. Es wird vor dem Verlust der Humanität gewarnt. Die Thematik dieser Stücke erinnert an das Frühwerk von Brecht (*Mahagonny, Die heilige Johanna der Schlachthöfe*).

Die Begegnung mit der Avantgarde während des Russlandaufenthalts ändert nichts Grundlegendes an Witkiewiczs theoretischem Zugang zur Kunst. (Wohl am nächsten standen ihm die Tendenzen der Suprematisten, voran Malewitschs.) Als Sohn eines Malers und Kunstkritikers wird er auf Kunstschulen ausgebildet und publiziert schon früh. (Seit da benützt er das Pseudonym Witkacy.) In den Kompositionen seiner Bilder, die vor Dynamik der Formen und Heftigkeit der Farben strotzen, verschmelzen sagen- und märchenhafte Motive – angehaucht vom Jugendstil – mit drastischen Kriegsallegorien. In seiner Theorie der reinen Form betrachtet er die Form als das entscheidende Element, welches komplizierten Prozessen und Erscheinungen eine Einheit verleiht. Den eigentlichen Inhalt der Kunst bildet des metaphysische Erlebnis der Einheit des Seins, denn die Metaphysik – einst genauso zugänglich wie die Poesie – war die Domäne der Intellektuellen. Ihr Niedergang ist ein Zeichen für den Verfall der Form in der Kunst. Die Metaphysik ist dem Mechanismus des Lebens gewichen. Die Theorie der reinen Form lehnt den Realismus ab. Sie ist ein Protest gegen die fortschreitende Mechanisierung des Lebens, das Theater wird zur Flucht in eine Sphäre reiner Schönheit.

Das gesamte künstlerische Werk Witkiewiczs ist jedoch ein Kompromiss mit seinen Theorien. Schon im Roman *«Unersättlichkeit»* macht Witkiewicz darauf aufmerksam, dass er ihn nicht für ein Werk der reinen Kunst hält. Zwar ist hier seine Philosophie vom Zerfall der Form ausgeführt, doch ist der Roman vor allem eine monströse Satire auf die Gegenwartsgesellschaft, auf die faschistischen Verhältnisse in Pilsudskis Polen. Auf sechshundert Seiten wickelt sich eine irrsinnige Groteske ab. Die Menschen sind durch den Mechanismus des Staatsapparats, durch das monotone Wiederholen ihrer Heldentaten verdummt. Sie wissen nicht, wozu sie leben. Sie haben aufgehört zu verstehen, in wessen Namen sie die Taten ausgeführt hatten. Keiner weiss etwas. Witkiewicz rechnet im Roman mit der Kritik ab, gliedert ihm autobiographische Motive ein, Elemente seines Programms des Absurden. Er bedient sich der traditionellen Erzähltechnik, vermischt aber den Stil und das Genre des Erzählens. Neben Brochs *«Schlafwandlern»*, Musils Romanepos und den Werken Kafkas besitzt die moderne Literatur kein in seiner gedanklichen Originalität vergleichbares Werk.

Die Theaterstücke brachten Wit-

kiewicz nur teilweise Erfolg. Die meisten gingen nicht einmal zu Lebzeiten des Autors über eine Bühne. Selten hat ein Inszenator ihre Poetik begriffen. Witkiewicz lacht die Logik des Verstands und die Gesetze der Physik aus. Vor Ionesco vollzieht sich bereits die Negation der Sprache, erhält die Bewegung die rituelle Macht einer verwandelbaren Szenerie. Witkiewicz zieht den Zuschauer durch die Komposition der Ereignisse und die Musikalität der Dialoge in seinen Bann. Die Gestalten seiner Stücke denken ständig nach, wie der Kampf mit der Langeweile aufzunehmen, wie sie zu besiegen und wie das eigene Leben zu erfüllen sei. Sie leiern immer von neuem ihre Biographien ab, sie spielen, um sich die Langeweile zu vertreiben. «*Lasst uns vom Leben sprechen, von unserem Leben.*» Die Langeweile ist die Nachfolgerin der Stumpfheit und geistigen Armut der einen und die Folge der Besserwisserei und Übersättigung der anderen. Die Weisheit hat kein Glück. Der Verstand hat sich durchgesetzt und den Geist begraben. Das ist das Grundthema von Witkiewiczs Stücken: *Tout casse, tout passe, tout lasse.* Den Menschen langweilt, dass er alles weiss, und gleichzeitig, dass er nichts weiss. Es bedroht ihn bereits die nächste Langeweile, dass er alles wissen wird. Das Leben wird aufhören ein Problem zu sein, als letzte Möglichkeit bleibt der Wahnsinn. Die Menschen werden an ihrem langweiligen Glück sterben, stolz, dass sie von nichts mehr überrascht werden können. Die Überlebenden freuen sich über ihre Vereinsamung. Alle Gestalten von Witkiewczs Dramen sind auf der Flucht: vor sich selbst, vor der Welt, vor ihren Gedanken, oder sie leben zumindest in dieser Illusion. Sie konstatieren die Schrecklichkeit der Welt und spekulieren über deren Relativität. Mit seriöser Wissenschaftlichkeit analysieren sie die Dummheit genauso wie die Brutalität, suchen aber nach keiner Änderung wie Artur in «*Tango*» von Mrozek. Sie sind gebildete Scharlatane, die die Welt mit ihrer Paraphilosophie durcheinanderbringen und auf den Tag warten, an dem die Metaphysik von der Ethik verschlungen wird.

Gombrowicz übernimmt von Witkiewicz die universelle Bühnensprache, die abstrakte Welt des Spiels, Mrozek leiht sich konkrete Requisiten aus: den Revolver, den Salon und die Gesellschaft im Salon. Sein «*Tango*» ist die ein halbes Jahrhundert jüngere Variante von Witkiewiczs «*Reiher*».

II.

Witkiewiczs theatralische Poetik bleibt nicht in philosophischen Paraphrasen und ironischem Kommentar der Figuren stecken. Ausdrucksvoll vertreten ist sie auch in den visuellen Beschreibungen der Bühne und der Dekoration. Malerisch konzipierte Bühnenbilder unterstreichen den formalen Aspekt der Stücke, bisweilen mit einer masslosen Akribie der Anmerkungen.

Die Eingangsszene zum «*Reiher*» («*Volavka*», 1921) bechreibt der Autor mit der dramatischen Statik des «leeren» Raums, in dem eine scheinbar untheatralische Ausstattung zur Geltung kommt: ein mit Wacholdersträuchern bewachsenes Feld. Doch dieses untheatralische Element wird in der Realisation zur reinen Theatralik. Im Blau der Wacholdersträucher dominiert ein dunkelrotes Piedestal, in

dem ein Pfahl mit einer silbernen Laterne steckt. Beim Pfahl steht der *«Reiher»* (Elisabeth Flake Pravacka), im Vordergrund Edgar mit einem Gewehr. Das Pathos der Gesten und die symbolische Dekoration kontrastieren mit dem Dialog, in welchem Elisabeth Edgar bittet, sie zu erschiessen. Edgar wird sich zwar mit niemandem mehr unterhalten können, aber dafür wird er jemand sein. Edgar ist nicht von Arthurs aktiver Unruhe durch die Welt getrieben, wie wir sie aus Mrozeks Stück kennen. Er besitzt nicht Don Quichotes leidenschaftlichen oder Hamlets vergeblichen Willen, die Welt zu ändern. Eher sucht er das Gleichgewicht, indem er die Freiheit sowie die gesellschaftlichen und gedanklichen Deformationen leugnet. Er wird geschüttelt und gezerrt als passives, jedoch über die Niederlage aufgeklärtes Opfer. Er ist kein Intellektueller wie Arthur, er hat auch keine Zeit gehabt, es zu werden. Noch vor der Revolution erschiesst er sich. Sein Vater, Kapitän eines Handelsschiffes, betrachtet dies vom Standpunkt der Gegenwartsphilosophie und der Menschheitsentwicklung aus als die einzige anständige Lösung für einen Künstler: *«Ach, was für ein grosser Künstler stirbt in ihm. Und er weiss es nicht einmal.»* Edgar beginnt während des ganzen Stücks immer wieder ein «anderes» Leben. Die Zeit und ihre Mechanismen formen und stählen seinen Charakter solange, bis er feststellt, dass er keinen hat.

Die Wahl der Typen und nicht voraussehbaren Situationen gibt dem Autor immer neue Möglichkeiten zu dramatischen Verwandlungen des Raums. Das Erscheinen jeder Figur macht ganz einfache und reale Situationen aussergewöhnlich kompliziert. Die Beziehungen zwischen den Figuren sind äusserst unwahrscheinlich, aber dramatisch überzeugend. Lebensmüde und ausgetrocknet wie Becketts Figuren, haben sie die absolute Freiheit des Individuums akzeptiert, welche die Peitsche rücksichtsloser Macht gegen sie geschleudert hat. Niemand wird den Versuch wagen, aus dem Kreis, in den sie eingeschlossen sind, auszubrechen. Keine Figur in Witkiewiczs Stücken ist fähig, ihr eigenes Leben zu leben, sie wissen alle nicht, womit sie den Raum zwischen Geburt und Tod füllen sollen. Mit welcher Arbeit, mit welchen Taten, mit welchem Traum. Die schreckliche Realität der Gegenwart hat die menschliche Individualität unterdrückt. Schliesslich hat die Sehnsucht nach den guten alten Zeiten die Bosheit besiegt: die kleinbürgerliche Idylle liefert den Ersatz. Der Augenblick ist gekommen, in Banalitäten zu leben und zu denken. Die Zeit ist bis in ihre kleinsten Details wahnsinnig geworden. Niemand weiss, was im nächsten Augenblick sein wird, und muss sich dementsprechend einrichten.

Die verkehrte Welt, begrenzt durch komplizierte gesellschaftliche und politische Mechanismen, bildet den Hintergrund von Witkiewiczs Stücken. Im *«Reiher»* ist diese Problematik in eine Familie projiziert. Die Aktivität des Individuums endet nicht im Bruch mit den Gesetzen, sondern in der Unfähigkeit, einen eigenen Gedanken zu produzieren. Jede Art von Realisation ist ausgeschlossen. Nur Worte bleiben übrig, leer und geistlos wie die Gesetze. Der Dorfgelehrte und Schweinehirt Wüterich versucht, sie mit Taten zu füllen. Das Stück *«Jan Karl Ma-*

thias Wüterich» (*«Jan Karel Matej Vzteklica»*, 1922) zeigt minutiös den Typ auf, den die moderne Zeit geschaffen hat: den Menschen, der zu allem fähig ist. Die Titelfigur, die im Kaleidoskop satirischer und tragisch burlesker Szenen während einer kurzen Zeit das durchlebt, was ein Mensch nur in mehreren Leben durchleben könnte, demonstriert dem Zuschauer den existentiellen Kampf des Menschen mit der Macht. Niemand ist da, dem man sich anvertrauen könnte. Es ist notwendig, mit der Tatsache des Seins zu ringen, welches einem Menschen nicht hilft, ihn aber hinreichend erdrückt. Das Leben ist so etwas wie eine Strafe. Wüterich hat sich entschieden zu leben, darum beginnt er zuerst zu schreiben, um später eine politische Karriere anzufangen: *«Ich habe keinen eigenen Willen, Herrgott nochmal, sie haben mir keinen Willen gelassen ... Heutzutage muss der Mensch entweder ein Schwein oder ein Roboter sein, wenn er in der Gesellschaft überhaupt jemand sein will. Ich werde kein Scheusal sein, weil ich meine hartnäckige Bauernmoral habe, die mir nicht erlauben wird, bestimmte Grenzen zu überschreiten.»* Und er schreibt sein Lebenswerk *«Über den Untergang der Individualität im Verlauf der gesellschaftlichen Evolution.»*

Witkiewicz selber betrachtete dieses sein erfolgreichstes Stück als einen Versuch, *«der Wahrheit in die Augen zu blicken, der Welt bewusst zu machen, was ihr droht»*, nämlich kollektive Hysterie, Langeweile und geistige Stumpfheit. Sein Mittel ist das Theater, das einen grösseren Effekt hat, als wissenschaftliche Literatur in begrenzter Auflage. *«Wenn sich eine Milliarde Menschen dem Untergang widersetzt, dann wird er nur noch bei den Ameisen stattfinden. Das Individuum als solches kann nichts mehr ausrichten. Nur die ganze Menschheit könnte durch bewusste Anstrengung eine gesellschaftliche Atmosphäre schaffen, aus der Individualitäten eines neuen Typs auferstehen würden ... Vielleicht ist das eine Fiktion, aber es ist die einzige, die noch einen Versuch wert ist.»*

Der *«Wüterich»* soll für das Präsidentenamt kandidieren, jedoch unter der Bedingung, dass er, nachdem er *«eine bestimmte Rolle in der Entwicklung»* gespielt hat, verschwindet. Trotz seines anfänglichen Widerstands wird er vom schliesslichen Wahlsieg vollkommen mitgerissen. Bei der Feier bricht er unter dem Jubeln der Menge und dem Gesang der Kinder beinahe zusammen: *«Ja, mein Ehrgeiz ist befriedigt, aber es hat mich etwas Schlimmeres gekostet: ich bezahlte dafür mit meiner inneren Überzeugung. Wahrscheinlich werde ich es noch zu etwas bringen, aber irgendetwas, was keiner von euch kennt, ist in mir für immer gestorben. Oder hat es nie existiert?»*

Im Untertitel des Stücks steht: *«Drama ohne Leichen»*. Der Wüterich veranschaulicht Witkiewiczs Grundproblem: er versucht, ein in sich geschlossenes metaphysisches System zu schaffen, um damit sowohl die Welt als auch die Kunst zu deuten. Aber jedes System wendet sich gegen seinen Erschaffer. Der elementare Dynamismus und die ursprüngliche Eigenwüchsigkeit enden dort, wo auch Meinungslosigkeit, Schmeichelei und Lüge enden: im selben Kerker, durch den der Gerechte ebenso wie der Gauner

hindurchgeht, das Gute wie das Böse. Wenn die Welt eine philosophische Maskerade ist, dann wird jede Gewissheit doppelt gefährlich – auch für den, der sie nicht akzeptiert hat. Was bleibt uns also übrig, fragt Witkiewicz: sich zu engagieren oder in der Sicherheit von vier Wänden gefährliche Wahrheiten auszusprechen?

III.

Das Stück *«Die Schuster»*, geschrieben in den Jahren 1931–1934, ist das schwierigste und wohl bedeutendste Drama von Witkiewicz. Gezeigt wird die Tragödie von Menschen, die vergeblich nach Recht und nach einer erlösenden Idee suchen. Sie organisieren politische Säuberungen, Umstürze und Revolutionen, um eine Gesellschaftsform zu finden, in der sie sich verwirklichen könnten. Jeder Akt spielt in einer anderen Gesellschaftsordnung, aber jedesmal wird wieder Unzufriedenheit geboren, und das System stürzt zusammen. Zwei Arten von Menschen treten hier auf: hungrige und satte, gläubige und ungläubige, revoltierende und resignierte. Die zufriedenen Leute charakterisiert Meister Sajetan so: *«Er hat das Radio, er hat das Kino, er hat das Auto, er hat den Bauch und seine Ohren stinken nicht. Alles ist so wie es sein soll. Was will er mehr? Aber im Innern ist er ein nichtiges Aas, ein Stück Scheisse, ein Ekel. Das ist der Pykniker.»* Über die Unzufriedenen drückt er sich ähnlich aus: *«Und derjenige, der mit sich unzufrieden ist, der sich immer gross macht vor sich selbst, um sich zu beweisen, dass er besser sei, als er in Wirklichkeit ist; nicht, dass er besser wäre, er tut nur so, und nicht einmal besser, sondern nur feiner.»*

Der dritte Typ, der im Stück auftritt, das sind Monster und Bestien. Menschen, die ihrer Umgebung durch Willen, Rücksichtslosigkeit, Ehrgeiz, Leidenschaften und Zynismus überlegen sind. Und das gerade lenkt die Welt der Schuster. Alle drei Typen in den *«Schustern»* philosophieren heftig, versuchen verzweifelt, den Ursprung und das Wesen der Armut ihrer Existenz zu begreifen. Ohne Rücksicht auf zahlreiche philosophische Begriffe philosophieren sie in einer anderen Sprache; die Schuster philosophieren *«auf Schuster-Art»*. Auf einer ersten Ebene des Stücks scheinen alle Figuren vergiftet zu sein vom ewigen Spekulieren. Die Weltanschauung, auf die sie sich stützen – denn um nichts anderes geht es ihnen –, ist die Ansicht einer Epoche, die an Altklugheit, Erschöpfung und Überschuss an Erfahrung krankt. Damit hängt die zweite Ebene des Stücks zusammen: die Langeweile. In ihre Fäden haben sich alle Gestalten verwickelt, sie wissen nicht, womit sie übertönen, womit sie überbrücken. Die Zeit des Dramas ist eine Epoche, die das Ideal des schlichten, gewöhnlichen Glücks verloren hat. Das Philosophieren und Spekulieren ist hier zu nichts anderem nütze, als dazu, die Unfruchtbarkeit und Ausweglosigkeit zu beweisen. Falls sich im Drama eine neue Gesellschaftsordnung abzeichnet, dann wird es in ihr – so der Autor – keine Ideen geben. Es wird für sie keinen Platz haben, Witkiewiczs *«Schuster»* enden ähnlich wie Wyspianskis *«Hochzeit»:* mit einem Tanz im Teufelskreis. Das Stück endet pessimistisch, ohne den kleinsten Hoffnungsschimmer.

Im Unterschied zu den vorangehen-

den Stücken, wo sich Witkiewicz als origineller Improvisator erweist, sind die «*Schuster*» auf einer exakten Konstruktion begründet. Unabhängig von Artaud wendet hier Witkiewicz die Methoden des Theaters der Grausamkeit an. Erst wenn der Zuschauer durch die grauenvolle Komödie menschlichen Handelns erschüttert und von seinen konventionellen Barrieren befreit ist, können prophetische Worte ausgesprochen werden, kann der Zuschauer provoziert werden, sich grundlegende Fragen über die Gesellschaft zu stellen. Dieser Punkt in Witkiewiczs Bemühungen stimmt mit Brechts Theorie überein. Die Dramatik kann ihr Gewissen verschweigen, darf es aber nicht leugnen. «*Die Schuster*» ist ein streng ausgewogenes Drama. Das «Lehrstück» wird von Liedern und Musik begleitet. Alles ist kompositorisch abgestimmt, ausgewogen, anschaulich und mitteilsam. Philosophische Überlegungen werden mit elementarer Theatralik zugänglich gemacht. Die Geometrie des Bühnenbilds unterstützt dies. Der zweite Akt stellt ein Gefängnis dar, das in zwei Hälften unterteilt ist: in der einen – abgetrennt durch Gitter – befindet sich eine vollständig ausgestattete Schusterwerkstatt; in der anderen, die leer ist, sind die Schuster gefangen. Es ist der Saal «*aufgezwungener Untätigkeit*». Die vom Nichtstun gequälten Schuster wollen ihr Leben hergeben, um nur arbeiten zu können. Ihre einzige Zerstreuung bilden die Besuche von Scurvy, der unter der Regierung der «*Wackeren Burschen*» Minister der Gerechtigkeit geworden ist und sie mit der Vorstellung trösten kommt, dass sie im Gefängnis lebenslänglich am Nichtstun verfaulen werden. Die Situation hat sich gewendet; Scurvy, der im ersten Akt von der Fürstin gedemütigt und gefoltert worden ist, darf jetzt foltern. Ihn selbst verzehrt ein philosophischer Komplex: seit er die politische Macht innehat, weiss er nicht, ob er durch die Diktatur ein Feigling geworden ist oder ob er ein aufrichtiger Faschist ist. Mit Sajetan führt er Wortwechsel über den Nationalismus, die Freiheit des Individuums und die Revolution. Scurvy gibt zu, dass er lügt und Menschen ohne innere Überzeugung hängt und dass es achtundneunzig Prozent der herrschenden Kreise gleich ergeht.

Wenn Sajetan an die Macht kommt, behauptet Scurvy, wird auch ihm nichts übrigbleiben, als in der gleichen Weise an der Demokratie zu arbeiten. Sajetan ist nicht einverstanden: wenn die Schuster an die Macht kommen, werden sie eine kompromisslose Gesellschaftsordnung schaffen. Im Vergleich dazu ist Sowjetrussland nur eine kleine Heldenprobe, ein Inselchen im feindlichen Ozean. Aber auch Scurvys Zeit wird kommen. In dem Augenblick, da er die Fürstin ins Gefängnis führt und sie zu arbeiten zwingt, stürzen die Schuster das Gitter um und beginnen fieberhaft zu arbeiten. Pucimorda, der Abhilfe schaffen will, hat keinen Erfolg: der Wahnsinn der arbeitenden Schuster hat die ganze Welt erfasst. Die Schuster werden zu Gefangenen des Wohlstands; sie fangen an, sich über den Mangel an Arbeit, Philosophie und jede Art von Perspektive zu beklagen. Sajetan wird durch seine ständige Klügelei unbequem, und der erstbeste Geselle spaltet ihm den Kopf: «*Er kompromittiert bloss die Revolution, wohingegen er ihr als heilige Mumie noch*

lange und vorzüglich dienen kann.» Witkiewiczs Blickwinkel ist erbarmungslos: alle grossen Revolutionen entgleiten den Händen ihrer Schöpfer und enden im anonymen Terror ihrer Helfershelfer.

IV.

Witkiewiczs Stücke haben starke politische Akzente. In dieser Hinsicht ging kaum einer der zeitgenössischen Autoren weiter als Witkiewicz und Brecht. Wenn wir von den tendenziösen Anspielungen und politischen Aktualitäten absehen, welche alle Werke Witkiewiczs begleiten, bleibt aber hier nicht bloss das Skelett zurück. Seine Dramen bieten ein ungeahntes Spektrum von Interpretationsmöglichkeiten. In Witkiewics Dramatik lässt sich, genau wie bei Genet, nichts voraussagen. Die Poetik der expressionistischen Exaltation verschmilzt mit elementar durchkomponierter schauspielerischer Aktion. Die eigenartige Verbindung von emotioneller Bühnensituation mit intellektueller Gedankenkonstruktion bildet das Eigentümliche von Witkiewiczs theatralischer Poetik, sein einzigartiges groteskes Genre. Dominierend darin sind die Philosophie, der Druck der Situation auf die Psychologie der Figuren und der *«lasterhafte»* Rabelais'sche Humor, der die Prinzipien von Macht und Gewalt mit den Argumenten seiner *«barbarischen»* Lebensfähigkeit bekämpft. Der Hass auf Erniedrigung und Ungerechtigkeit, das Mitgefühl mit dem Leiden und die Verurteilung der Henkersmacht machen Witkiewicz zu einer vor den Folgen der Gleichgültigkeit warnenden Stimme. Die Schilderung des Lebens als einer Anhäufung von tragischen Banalitäten und blutrünstigem Lächeln macht ihn zu einem Vorläufer des absurden Theaters. Seine Komödien sind Fiktionen jener Gefahr, die wie ein Damoklesschwert über der Menschheit schwebt. Witkiewicz kennt Heidegger nicht und stützt sich nur auf die eigene Kriegserfahrung, und doch ist sein Werk in der Welt der existentialistischen Philosophie verwurzelt. In jedem Stück wird das Vokabular des Existentialismus in den Gefühlen von Vereinsamung, Hoffnungslosigkeit, Ekel und Angst analysiert; das menschliche Denken ist in eine Sackgasse geraten. Der Einfluss von Bergson, Dilthey und Nietzsche ist spürbar. Witkiewicz versucht, die Stellung des Menschen in der modernen Welt zu entmythisieren, welche nicht durch Ideen, Heldentaten und Moral geschaffen werden soll, sondern sich selbst erschaffen, den Sinn der eigenen Existenz auch um den Preis des Scheiterns finden soll.

Jaroslav Gillar

Quellen:

S. I. Witkiewicz: Neue Formen in der Malerei, Warschau 1959.
S. I. Witkiewicz: Dramen, Warschau 1955.
S. I. Witkiewicz: Mensch und Schöpfer. Auswahl aus dem Werk, Warschau 1957.
Jan Kott: Aloes, Warschau 1966.